

Kristina Günak und Stefanie Ross

Liebe und Meer

Bernadette & Piet

Band 1

Bernadette arbeitet als Zimmermädchen in Paris, der Stadt der Liebe, doch sie wünscht sich nichts sehnlicher, als endlich ihrem verkorksten Leben zu entkommen. Ein Jobangebot in einem kleinen Ort an der deutschen Nordseeküste scheint der ersehnte Ausweg.

Hals über Kopf reist sie nach Klein Wöhrde und landet in einer Pension, in der die Butter abgepackt, die Zimmer aus Pressspanplatte und die Pensionswirtin mehr als wortkarg sind. Einzig Herr Schröder, angeblich ein Hund, gleicht aber doch mehr einem zotteligen Monster, steht ihr in den ersten schweren Tagen bei.

Doch nach und nach stellt sie fest, dass die Menschen zwar wortkarg, aber deswegen nicht weniger herzlich sind. Dass die Nordsee zwar wild, aber traumhaft schön ist und dass manche Krabbenfischer sich als absolute Traumänner entpuppen.

Wenn da nur nicht ihre Vergangenheit im Handgepäck mitgereist wäre ...

KRISTINA GÜNAK
STEFANIE ROSS

Liebe und Meer



BERNADETTE & PIET

Weitere Bücher der Reihe:

Liebe und Meer - Silvia & Tjark - Band 2

Liebe und Meer - Rosa & Lasse - Band 3

Liebe und Meer - Annika & Jakob - Band 4

Latos-Verlag
Calbe/Saale



Kapitel 1

„Ich komme gerne später wieder“, rufe ich durch die verschlossene Tür und schiebe meinen Putzwagen weiter über den dicken Flurteppich. Ich kann diesen Satz in ungefähr 27 Sprachen.

Dieser Satz ist lebensnotwendig in meiner Branche. Wer Kissen aufschütteln und Klos reinigen will, muss manchmal Verständnis haben. Ich habe ja auch durchaus Verständnis, dass einige Gäste gerne bis halb zwölf im Bett liegen möchten, nur meine Chefin nicht.

Madame Pousser erwartet von mir bis zwölf Uhr ein makelloses Stockwerk. Madame Pousser ist eng verwandt mit der schrecklichen Lehrerin Fräulein Rottenmeier, vor der Heidi so eine Angst hatte, dessen bin ich mir ganz sicher. Was genau ich mit den Gästen machen soll, die bis zu dieser Uhrzeit im Bett verbleiben möchten, hat sie mir bisher nicht verraten.

Copyright © 2018 by Latos-Verlag,
Schloßstraße 25 a
39240 Calbe/Saale

Lektorat: Kerstin Thieme
Umschlaggestaltung & Satz: Grittany Design, Berlin
Bilder: © Adobe Stock - nuruddean / Valery / budogosh /
julia_lily / Oleg&Kate / heliopix[©]

Druck & Bindung: BookPress, Olsztyn
1. Auflage 10/2018

ISBN: 978-3-96415-002-8

www.latos-verlag.de

Ich klopfe energisch an der nächsten Zimmertür. Es ist bereits halb elf und ich habe noch fünf Zimmer, womit ich jetzt schon ernsthaft im Verzug bin. Hinter der Zimmertür rührt sich etwas. Es hängt auch kein Schild, dass die putzende Zunft keinen Zutritt hat, dennoch muss ich klopfen, bevor ich mit meiner Universalkarte ein Zimmer öffne. „Hä?“ Eine verschlafen aussehende Dunkelhaarige reißt die Zimmertür auf. Ich setze ein strahlendes Lächeln auf und sage: „Est-ce que la chambre est occupée?“

Natürlich ist es das. Sie ist bis auf einen Mini-String nackt. Sie lächelt mich verschlafen an und sieht hinreißend aus. Ihr steht der Out-of-Bed-Look großartig.

„Come in“, sagt sie, legt elfenhaft den Kopf zur Seite und öffnet die Tür ganz.

„Sorry“, erwidere ich. „I’ll return later.“

Niemals nie betreten wir ein Zimmer, in dem sich noch ein Gast aufhält. Ungeschriebenes Gesetz. Das kennt die schöne Frau ohne Klamotten leider nicht, deswegen schüttelt sie verwundert den Kopf und macht die Tür wieder zu.

Verdammt Axt. Ich notiere mir fix Zimmer 345 und 357 als letzten Akt meiner Schicht und kralle mir den Servicewagen. Ich habe heute den blöden erwischt, der, der immer nach links zieht und mit dem ich schon sieben Mal die Wand gerammt habe. Auf zu Zimmer 356! Kein Schild. Klopfen. Warten. Stille. Vorsichtig öffne ich die Tür und rufe ein mehr lautes als freundliches „Bonjour!“

Jemand antwortet. Es klingt wie „hraghtrf“ und ich ziehe mich umgehend zurück, ein lautes „Je vien de rien plus tarde!“ hinterlassend.

Okay. Noch ein Zimmer auf meiner Liste. Können die nicht alle irgendwann mal aufstehen und sich die unfassbare Schönheit von Paris bei Tageslicht anschauen?

In Zimmer 347 ist alles so, wie es sein soll. Chaos, aber bewohnerlos. Jetzt läuft die Uhr und ich starte mein persönliches und unfreiwilliges Fitnessprogramm. 28 qm in zwanzig Minuten. Nur zu schaffen, indem man harte Disziplin und völlige Schmerzlosigkeit an den Tag legt. Hammermäßig starte ich durch und springe auf das Bett. Auf allen vieren krieche ich darauf herum. Faltenfreies Bettenmachen ist meine Paradedisziplin. Sieht großartig aus. Die in dem Haufen an Bettzeug gefundenen Pyjama-Zubehörteile lege ich ordentlich zusammen und unter das Kopfkissen. Dann weiter ins Bad. Zahnpasta im Waschbecken. Duschgel an der Glaswand zur Dusche. Nasse Socken unter dem Klo.

Ich glaube, manche Gäste halten Zimmermädchen für eine menschliche Unterart, die nicht nach normalen Maßstäben funktioniert. Sie können sich nicht vorstellen, dass auch Zimmermädchen sehen, hören und riechen können.



Ich arbeite jetzt seit zwei Jahren als Reinigungsfachkraft und habe Dinge gesehen, die mir vor dieser Zeit den Angstschweiß auf die Stirn getrieben hätten. Heute lassen benutzte Kondome auf dem Beistelltisch mich noch nicht einmal mehr mit der Wimper zucken. Was ich in

meiner Laufbahn als Zimmermädchen an unbenutzten Spermien entsorgt habe, hätte locker für die Besiedelung des Mondes gereicht. Das Schärfste war ein zarter Asiate, der mit rosafarbenen Handschellen ans Bett gefesselt war. Ich habe da mal mein Prinzip „Keine Reinigung, wenn Gast im Zimmer“ außer Acht gelassen und ihn mithilfe unseres Hausmeisters befreit. Der Ärmste war schon ganz dehydriert. Ach, und ein anderes Mal habe ich 98 angebissene Pralinen vorgefunden, die ich allesamt äußerst diskret auf einem silbernen Tablett stapelte und auf den Nachttisch verfrachtete.



Ich reinige also gewissenhaft, aber aufgrund meines Verzuges hastig, das Bad, ich sauge, wische alle Oberflächen ab und entferne die unzähligen Fingertapser auf dem Schrank, der leider eine hochglänzende Optik hat. Keine Ahnung, welcher Idiot sich das ausgedacht hat. Vermutlich ein Innenraum-Designer, der noch nie in seinem Leben eine Sekunde geputzt hat. 18 Minuten und 32 Sekunden später bin ich fertig. Zumindest mit Zimmer 347. Ich schließe die Tür, spritze mir Desinfektionsmittel auf die Hände, verreihe es ordentlich und stecke mir dann ein großes Stück Nusschokolade in den Mund. Diese Marathonputzerei macht mich so fertig, dass ich mir jedes Mal hinterher eine kleine Belohnung gönnen muss.

Wäre putzen nicht so unfassbar anstrengend, könnte man mich mittlerweile schon rollen. Eine Stunde später liegt die spärlich Bekleidete immer noch halb nackt in den Laken. Madame Pousser rollt eindrucksvoll mit den Augen, als ich ihr gestehe, dass Zimmer 345 heute leider ungereinigt bleiben wird. Ich schiebe meinen Putzwagen in den vorgesehenen Putzwagen-Park-Bereich im Keller, grüße zwei Kolleginnen, die schwatzend und grufllos an mir vorbeieilen, und packe meine Sachen, um mich in mein graues, tristes und völlig ereignisloses Leben zu begeben.



Kapitel 2

Ich wohne hinter dem Gare Montparnasse in einem Fensterlosen Wohnklo. (Eventuell übertreibe ich hier. Aber nur ein bisschen.) Das Haus ist vermutlich irgendwann in der Steinzeit erbaut worden und wurde seitdem nicht mehr saniert. Ich teile mir ein Bad mit weiteren sieben Mitbewohnern. In diesem Bad wohnt so viel Schimmel, dass ich nur auf den Tag warte, an dem er selbstständig diesen schrecklichen Ort verlassen möchte und mir beim Öffnen der Tür entgegenkommt. Mein Zimmer hat ungefähr acht qm, womit ein Bett und ein Regal hineinpassen. Sollte jemand von Siemens oder Bosch Lufthaken erfinden, könnte ich auch noch Dinge an die wirklich sehr hohe Decke hängen, aber bis zu diesem Zeitpunkt muss ich mich auf das Nötigste beschränken. Ich habe übrigens sehr

wohl ein Fenster. (Ich neige manchmal tatsächlich zu Übertreibungen.) Aber dieses Fenster ist:

1. vergittert,
2. geht direkt in den dunklen und stinkenden Innenhof hinaus und
3. mein Nachbar hat von der anderen Seite eine Wäscheleine an meinem Fenstergitter befestigt, auf der er jetzt immer seine zeltartigen Unterhosen trocknet.

Dieses Zimmer war nur eine Zwischenlösung, ein Provisorium, bis Bernard endlich seine Freundin rausgeschmissen hat, damit ich in seine wunderbare Loftwohnung mit Stuck an den Decken und Blick auf den Jardin des Tuileries einziehen kann. Dass ich darauf wartete, dass er sich seiner Freundin entledigte, mag jetzt sehr herzlos klingen. Aber ich hatte Bernards Beschreibungen von ihr stets Glauben geschenkt, was im Nachhinein nur zeigt, wie doof ich eigentlich bin. Sie schien eine persönliche Abgesandte des Teufels, die mit ihrem Schwefelatem und ihrer schlechten Laune die Welt im Allgemeinen und Bernard im Besonderen tyrannisiert hat. Es kann, so im Nachhinein betrachtet, nicht ganz so schlimm gewesen sein, denn der Trennungsprozess zog sich über einen ausgesprochen langen Zeitraum hin und endete mit einer spontanen Schwangerschaft. Nun wollen die beiden heiraten.

Wenn ich darüber nachdenke, bekomme ich so einen ganz bitteren Zug um den Mund. Das weiß ich, weil ich mal im schimmlichen Bad im Spiegel nachgesehen habe. Das ist der Grund, warum ich versuche,

einfach nicht darüber nachzudenken. Der bittere Zug um den Mund würde den natürlichen Alterungsprozess sicherlich noch beschleunigen und das will ich keinesfalls.

Ich habe seitdem die Verdrängung dieser Gedanken zu einer olympischen Disziplin erhoben und arbeite stetig an der Goldmedaille. Da es aber nicht nur die Trennung von Bernard ist, die ich verdrängen muss, ist das wirklich harte Arbeit. Sobald auch nur der kleinste Fitzel an Gedanken in diese Richtung auftaucht, erschlage ich ihn und kehre die leblosen Überreste in eine Ecke meines Gehirns. Direkt neben den Teil, der für mathematische Lösungen oder gelungene Kommunikation zuständig ist. Also dort, wo naturgemäß in meinem Hirn am wenigsten los ist.



Ich streife mir die Schuhe von den Füßen und falle der Länge nach auf das Bett, wo ich erst mal regungslos liegen bleibe. Damit ich die tristen Wände und das vergitterte Fenster nicht anstarren muss, starre ich stattdessen auf den Strauß frischer Narzissen, die ich mir vom Markt mitgebracht habe. Ich bin nicht nur eine Geringverdienende, ich bin sogar erschreckend arm. Was mich nicht davon abhält, jede Woche knappe zehn Euro in etwas zu investieren, was schön ist. Ich liebe nämlich schöne Dinge und habe

schon als Kind gerne Blumen gepflückt und Bilder aufgehängt.

Weswegen meine ästhetische Seite in diesem fensterlosen (ja, es gibt ein Fenster, aber ein Fenster mit Gittern und zeltartigen Unterhosen davor gilt in meinem Leben nicht als echtes Fenster) Wohnklo langsam, aber sicher verkümmert. Mit den Blumen versuche ich, dieser traurigen Entwicklung wenigstens rudimentär entgegenzuwirken.

Ich mache einen langen Arm und ziehe die Plastiktüte mit meinen Einkäufen unter dem Bett hervor. Weil ich keinen Platz habe, lagere ich dort nahezu alle meine Besitztümer in verschiedenen Kästen, Kisten und Tüten. Mein heutiges Abendessen wird aus einem sehr großen, sehr günstigen Becher mit Erdbeerjoghurt bestehen, dessen Inhalt maximal kurz neben einer Erdbeere stehen durfte und dessen Erdbeergeschmack deswegen aus dem Labor kommt. Ich will mir gerade einen Löffel aus dem Becher angeln, der mir als Besteckschubblade dient, als es energisch gegen meine Zimmertür hämmert.

„Wer ist da?“, rufe ich, natürlich auf Französisch.

„Post“, grölt es von der anderen Seite in fettestem Bayrisch. Marianne. Das Münchner Urgestein, das zwei Zimmer weiter wohnt.

Flugs hüpfte ich vom Bett, bevor Marianne noch einmal gegen meine Tür schlagen kann. Das tut sie immer, weil sie nicht warten mag. Und der Libanese, der neben mir wohnt, schreit dann immer ganz

fürchterlich, weil er keine lauten Geräusche mag. Und ich fühle mich dann schlecht, weil ich sonst eher ein leiser und unaufdringlicher Zeitgenosse bin, also hechte ich förmlich an die Tür und reiße sie auf.

„Hier. Brief.“ Marianne drückt mir einen Umschlag in die Hand und starrt mich dabei düster an. Sie guckt immer so. Am Anfang dachte ich noch, sie mag mich nicht. Also sie mag mich auch nicht, aber sie mag niemanden, womit ich das nicht persönlich nehme.

„Danke! Wie nett, dass du ihn mit raufgebracht hast.“ Ich bemühe mich um ein Lächeln und weiß, dass Marianne gerne dort stehen bleiben würde, bis ich den Brief geöffnet und ihn komplett vorgelesen habe. Sie ist nämlich permanent schlecht drauf und unglaublich neugierig, aber meine Post öffne ich lieber alleine. Ich bekomme nämlich nie Post, insofern ist das hier ein ganz besonderer Moment. Ich nicke Marianne noch einmal kurz, aber freundlich zu, sie starrt wirklich böse zurück und ich schließe die Tür wieder. Dann werfe ich einen Blick auf den Brief. Er kommt aus Deutschland und meine Adresse ist mit einer sauberen, fast gestochenen Handschrift geschrieben. Einer mir unbekanntem Handschrift.

Ich wende den Brief und lese als Absender „Hiltrud Strokötter“ und mein Herz legt augenblicklich einen Zahn zu. Die Antwort auf meine Bewerbung. Die schon so lange her ist, dass ich sie fast vergessen habe. So gründlich vergessen, dass ich in der letzten

Woche noch nicht einmal mehr nach der Arbeit in das Internet-Café gegangen bin, um meine E-Mails zu checken. Ich lebe nämlich ohne Internet. Und Computer. Ein Handy habe ich zwar, aber das wurde ungefähr zeitgleich mit den ersten Dampfmaschinen gebaut und ist dementsprechend nicht mehr sehr funktionstüchtig.

Ich setze mich auf mein Bett und halte den weißen Umschlag einfach nur fest. Es gibt Momente im Leben, die alles verändern können. Manche kommen so schnell wie ein Blitzschlag, da hat man keine Chance, sich langsam heranzutasten, aber hier und heute habe ich Zeit. Es könnte natürlich auch eine Absage sein. Oder nur die Einladung zu einem Probearbeiten, was ich mir leider nicht leisten könnte. Weder den Verdienstausschlag noch die Reisekosten. Und warum schickt Frau Strokötter einen Brief? Hat sie vielleicht eine Mail geschrieben, die ich schändlicherweise nicht abgerufen habe? Wie immer, wenn ich aufgeregt bin, bekomme ich Schluckauf. Als ich damals den kleinen Asiaten in den rosafarbenen Handschellen gefunden habe, hat sich der Schluckauf sogar hartnäckig 24 Stunden lang gehalten. Ich hickse und starre den Brief an. Wenn sich in diesem Brief keine Absage befindet, könnte ich ein neues Leben anfangen. Weit weg von hier. Weit weg von allem, was ich dringend hinter mir lassen muss. Ein Leben mit Fenster. Okay. Ich straffe die Schultern und reiße den Brief mit dem Zeigefinger vorsichtig

auf. Zum Vorschein kommt ein hübscher Briefbogen mit kleinen, stilisierten Möwen in der oberen rechten Ecke.

„Liebe Bernadette Meyer,
nach reiflicher Überlegung habe ich mich entschieden, Sie einzustellen. Ihre Aufgaben wären folgende:
- Frühstück vorbereiten und betreuen
- 10 Zimmer reinigen
- den Hund ausführen.

Ein Zimmer mit Frühstück sowie eine warme Mahlzeit am Tag sind frei. In Ihrem Zimmer befinden sich ein Fernseher und ein Internet. Ihr Gehalt würde 1.000 Euro bei 30 Wochenstunden betragen.

Wenn Sie diese Tätigkeiten ansprechen, würde ich Ihnen gerne zum 01. März eine Stelle als Zimmermädchen/Servicekraft anbieten. Die Stelle ist bis zum 31. Oktober befristet. Bitte melden Sie sich unverzüglich, ob Ihnen mein Angebot genehm ist.

Nordische Grüße
Hiltrud Strokötter

Den Hund ausführen? Ich lasse den Brief sinken. Ich hasse Hunde. Es sind gefährliche Wesen mit scharfen Zähnen. Außerdem stand in der Anzeige im Internet nichts von einer zeitlich befristeten Stelle. Ich seufze und lege den Brief beiseite. Auf der anderen Seite ist die kleine Pension an der Nordsee natürlich ein echtes Saisongeschäft, insofern ist das schon verständlich.

Dass sich in meinem Zimmer ein Internet befindet, ist eine wirklich zauberhafte Formulierung und lässt mich schließen, dass Frau Strokötter mit Sicherheit schon graue Strähnen im Haupthaar hat. Außerdem war sie die Einzige, die nicht explizit aussagekräftige Referenzen verlangt hat. Mit denen könnte ich nämlich leider nicht dienen. Trotz der Tatsache, dass ich gelernte Hotelfachfrau bin. Aber das ist eine andere, lange und sehr komplizierte Geschichte. Ich wühle in meinen Unterlagen, die ich allesamt in einem Wäschekorb unter dem Bett aufbewahre, und ziehe die ausgedruckten Seiten der Homepage der kleinen Pension hervor. Sie wirkt sehr manierlich und die Fotos sind recht hübsch. Natürlich ist es kein Sterne-Haus. Aber die Wahrscheinlichkeit, dass ich bei zehn Zimmern im Akkord arbeiten muss, bis der Rücken kracht, ist sehr gering. Außerdem kann ich viel Geld sparen, wenn ich nicht für eine Unterkunft zahlen muss. Das ist eine große Chance.

Ich schließe die Augen und dämmere vor mich hin, während der ungegessene Erdbeerjoghurt auf meinem Nachtschrank nach künstlichen Erdbeeren stinkt. Ich versuche durch den Mund zu atmen und denke intensiv nach. Ich muss etwas ändern an meinem Leben. Aber das ist mit einem enormen Aufwand verbunden. Und ich bin gerade so müde. Vielleicht sollte ich diesen Brief einfach in den Innenhof werfen. Viele nutzen den tiefen Schacht als Müllimer. Ich sollte meinen Joghurt essen und schlafen,

um dann morgen früh wieder ein ganzes Stockwerk „schön“ zu machen. Das mache ich dann übermorgen auch. Und im nächsten Jahr. Also für immer.



Kapitel 3

Madame Pousser ringt die Hände und rollt eindrucksvoll mit den Augen. Eine Haarsträhne hat die Flucht aus ihrem streng zum Dutt gefassten Haar geschafft und kringelt sich jetzt über ihrem linken Ohr. Das sieht sehr dämlich aus, aber wenn sich auch nur der Hauch eines Lachens auf meinem Gesicht zeigen sollte, besteht die Gefahr, dass sie mir den Wischmopp über den Schädel zieht. Mir ist auch eigentlich gar nicht nach Lachen zumute. Ich werde nur leider immer in den unmöglichsten Situationen heiter, obwohl ich sonst ein rechter Trauerkloß bin. Geworden bin, da muss ich mich wohl korrigieren.

Ich beiße mir also von innen auf die Wange, um das beginnende Grinsen unter Kontrolle zu halten, während Madame P. mich ausführlich rügt. Ich habe die unverfrorene Dreistigkeit besessen, mit einem Hotel-

gast zu plaudern. Das heißt auf Französisch „bavarder avec quelqu'un“ und klingt eigentlich recht harmlos, ist aber streng verboten. Zumindest für Zimmermädchen. Die Hotelleitung hätte es wohl gerne gesehen, wenn wir die Fähigkeit hätten, uns unsichtbar zu machen. Ich bin aber weder unsichtbar, noch habe ich irgendein dramatisches Vergehen begangen.

Ein Hotelgast hat mich gefragt, ob es regnen wird, und ich habe ihm gesagt, dass ich das nicht wüsste, da ich ja nicht die Wettervorhersage sei. Mein Schwerpunkt sei das faltenfreie Bettenbeziehen, wenn ich aber eine laienhafte Prognose wagen dürfte, könnte man allerdings von mindestens einem Regenguss ausgehen. Bei diesem freundlichen Wortwechsel, der meinem Gegenüber ein herzhaftes Lachen entlockt hatte, wurde ich von einer bösen Kollegin belauscht, die zwar kein Wort verstanden hat, der Gast kam nämlich aus Hamburg, mich aber trotzdem umgehend bei Madame P. anschwärzen musste.

Wir stehen in der riesigen Waschküche des Hotels und es ist glühend heiß. Ein Schweißtropfen löst sich unter meinem Zopf und läuft mir über den Nacken den Rücken hinunter, während direkt hinter mir eine ganze Horde Trockner fröhlich vor sich hin trocknet und die fast schon unerträgliche Hitze langsam Richtung Saharaklima treibt. Ich bin mir sicher, glühend rot im Gesicht zu sein, während Madame Pousser aussieht, als würden wir uns im Kühlraum befinden. Ich glaube, sie ist gar kein Mensch und

steckt nachts die Finger in die Steckdose, um sich aufzuladen.

„Tun Sie das nie wieder!“, zischt sie gerade und fuchtelt mit ihrem langen Zeigefinger vor meiner Nase herum. Genau in diesem Moment wird mir ein wenig komisch. So sonderbar um die Herzgegend herum. Ich möchte das nämlich wieder tun. Mit einem normalen Menschen ein normales Gespräch über normale Dinge führen. Und ich möchte eigentlich nicht, dass Madame Pousser so mit mir spricht. Nicht wegen eines normalen Gesprächs. Weder lag ich auf Knien und habe den Herrn um eine sofortige Ehelichung angefleht, noch habe ich unflätige Dinge von mir gegeben.

Ich seufze und Madame P. sagt scharf: „Seufzen Sie hier nicht rum!“

Und ich sage: „Ich kündige.“

Ich sage das ganz lässig und leider ohne auch nur im Ansatz darüber nachzudenken. Da ich das aber nun schon mal gesagt habe, finde ich, dass eine dementsprechend angepasste Verhaltensweise nur angemessen ist, und drehe mich auf dem Absatz um. Ich laufe zum Aufenthaltsraum, öffne meinen Spind, packe meine fünf Sachen in den alten Jutebeutel, lege meine Schürze und die Zimmerkarte auf die Bank zwischen den Schränken und gehe. Vorbei an meinen glotzenden Kollegen, vorbei an Madame Pousser, die mich völlig konzeptlos anstarrt, hinaus aus der Tür und auf die Straße. Hier bleibe ich auch nicht stehen,

weil das zur Folge haben könnte, dass ich anfangen nachzudenken. Stattdessen laufe ich geradewegs nach Hause, wundere mich, dass Paris heute so grau und trist und laut ist und sich im Großen und Ganzen so benimmt, als wolle es mich mit einem Tritt in den Hintern loswerden.

Ich komme zu Hause an, laufe die schäbige Treppe nach oben und schließe die Zimmertür hinter mir. Dann greife ich mir ein leeres Blatt und einen Stift und schreibe Frau Strokötter, dass ich mich darauf freue, die Betten zu machen und den Hund auszuführen und dementsprechend am 01. März anfangen werde. Dann liege ich regungslos und mit Atemnot auf meinem Bett. Regungslos, weil ich starr vor Angst bin. Atemlos, weil mir die Angst den Brustkorb zuschnürt. Was habe ich da eigentlich gerade getan?

„Gekündigt!“, informiert mich mein hilfsbereites Hirn und ist auch noch so freundlich, mir dieses Wort in alle mir zur Verfügung stehenden Sprachen zu übersetzen. Was, wenn Frau Strokötter es sich noch anders überlegt? Dann kann ich im nächsten Monat die Miete für dieses schäbige Zimmer nicht mehr zahlen und würde unter eine der zahlreichen Brücken an der Seine ziehen müssen. Ich rolle mich zu einer Kugel zusammen und schließe die Augen. Ich hätte jetzt gerne jemanden, mit dem ich über das alles sprechen kann, aber da gibt es niemanden. Die wenigen Freunde, die ich habe, sind über den ganzen

Globus verteilt. Weil es so schwierig und kostspielig ist, zum Beispiel in Kalkutta oder New York anzurufen, ist auch niemand auf dem aktuellen Stand. Keiner von ihnen weiß, was mir passiert ist. Ich habe mir zwar vorgenommen anzurufen, hatte aber danach keine Kraft, es auch in die Tat umzusetzen. Außerdem musste ich schon beim kleinsten Drift eines einzelnen Gedankens in diese Richtung so sehr weinen, dass das kostbare Telefonat dann ausschließlich mit Schluchzen gefüllt worden wäre.

Und meine Freunde hier in Paris sind gar nicht meine Freunde. Das sind Bernards Freunde, was ich aber leider erst nach Beendigung unserer Beziehung festgestellt habe. Seufzend lege ich mich wieder auf den Rücken und öffne die Augen.

Ich bin an einem Punkt in meinem Leben, an dem eigentlich jede Änderung nur etwas Positives herbeiführen kann. Und vielleicht, ganz vielleicht ist das hier auch ein guter Wendepunkt. Vielleicht kriegt mein Leben jetzt endlich mal die Kurve. Es kann ja eigentlich nur besser werden, nachdem es in den letzten Jahren stetig bergab ging. Vielleicht bewege ich mich aber auch geradewegs auf die nächste Katastrophe zu. Auszuschließen ist das bei meinem Leben nicht. Fest steht, dass eine Flucht eigentlich genau das Richtige ist. Ich fliehe vor meinem Leben.